

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

31 (6.2.1932) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Brief eines Arbeitslosen

Von E. Klotter-Scheidt

Dieser Tage erhielt ich von einem vorzüglichen Handwerker, mit dem ich während meiner Fabrikfabrik vielfach zu tun hatte, einen Brief, dessen Veröffentlichung mir der Mühe wert scheint, da er ein Bild gibt in die entsetzliche soziale Peinigung, der die Arbeiter der Wirtschaftskrisis unterworfen sind. Neben der materiellen Not war mir vor Jahren schon als besonders bedauerlich der Mensch und anständiger Charakter aufgefallen. Der Brief schilderte den Grund.

„In manchem Augenblick meine ich, irr zu werden. Meine alte, kranke Mutter, die sich über jede Kleinigkeit schon aufregt! Meine zwei Kinder! Meine Frau ist tot, seit einem Jahr! Damals wollt ich verzweifeln! Jetzt gönne ichs ihr. Was hätte sie jetzt? Ich streue manchmal vor der Zukunft wie ein Kind vor den Wölfen. Ich mag sie wieder vergallt den blauen Himmel anrufen und eine Tazete zu schreiben, wie ein Verleugter in einem eisenen Winkel! Gleich einem Pestkranken. Vertommen. Verjämmt. Im dreißigsten Elend.

Die Bilder machen einen wahnsinnig. Blödsinniger Tod ist gar nicht schlimm. Aber langsam ausgegesselt werden. Immer tiefer in die Armut rutschen, wie in ein Loch.

Kommt es einem nicht vor, als seien die Blumen da für die Menschen? Sie blühen überall, und jeder sieht sie, und trotzdem kommt einem alles, was vergallt und bunt aussieht, nur für die Augen zu sein, die Welt haben. Die Luft kostet auch nichts, hab ich mich am ersten Tag meiner Entlassung getraut. „Also erlösen können wir nicht“, sagte ich halb lachend zu meinen Kindern.

Aber die Luft schmeckt dem Armen gar nicht richtig. Man sieht sie gar nicht mehr hinein in die Lunge. Gerade als ob man Angst hätte, sie gehöre zu den Dingen, die einen jetzt nichts mehr angehen. Man atmet ganz klein und ängstlich.

Woh, wenn man sieht, einer gibt eine Mark aus, ich bin immer in Gefahr zu sagen: Halt! Wie lang wirst du noch soviel haben, das du eine Mark ausgeben kannst. Denk einmal nach: eine ganze Mark. 100 Pfennige.

Gräßliches Elend, wenn es immerzu regnet und die Soblen sind nass, und man weiß nicht, wie lang das Oberleder hält und was man zu den ganz Kleinen lassen soll, wenn sie ein wenig Milch oder Brot verlangen. Sie verstehen dich nicht.

Du verheißt ja selbst dies alles nicht ganz. Im Grund ist man müde, grauenvoll, wahnwichtig erschauert, weil man doch arbeiten konnte, sogar gut, vorzüglich arbeiten konnte, und jetzt ist alles anders, soll einfach aus sein. Reiner Will Gebrauch machen von dem, was man in Jahren mit Lust gelernt hat. Ich gucke oft meine Hände an. Sie sind da, genau so wie früher, als sie noch tätig sein durften. Dann geh ich manchmal an einen Laden und guck ins Schaufenster. (Unsere Spiegel haben wir verkauft.) Ich seh' im Fenster meinen Kopf. Und der ist da und denkt noch. Nur kann ich keine Fähigkeiten nimmer verwenden. Ich sage Ihnen, so wenig wie meine ganz kleinen armen Kerlechen verließ ich das alles. Ich weiß: die Weltwirtschaftskrisis! Weiß das so gut wie alle, wie die Herren Bräutigame, die darüber schreiben. Ich weiß auch: der Kapitalismus! Aber es hilft nichts. Ich verstehe nicht, im Grund nicht, warum ich nicht arbeiten kann, warum ich kein Geld mehr heimbringen, damit wir unter der Lampe sitzen und essen können.

Die Ausweisungen hat man in alten Zeiten vor die Städte gezwängt und sie ausgehoben aus der Gemeinschaft der Menschen. Wir Arbeitslosen sind heute die Ausweisungen! Man hat uns fortgetrieben aus der Gemeinschaft derer, die ein menschenwürdiges Dasein führen dürfen. Den Ausweisungen trennten Straßen, Häuser, Klosett, Wasser von denen, die hell waren. Eine Welt trennt uns von ihnen, durch eine gähnende, unüberbrückbare Kluft sind wir getrennt von den Glücklichsten, die morgens zur Arbeit gehn. Wir sitzen am Straßenrand, und wenn wir sie alle anbeteln, wenn wir ihnen verwehrt die Hände hinhalten — das, was wir möchten, kann uns weiter geben: arbeiten zu dürfen, um ehrlich unser Brot zu verdienen.

Das gehört zum Schlimmsten: das man umherirrt wie in einer riesigen Wüste. Ich erinnere mich: wenn ich als Kind mit dem Magen verdorben hatte, dann wars ein Trost, von Mutter zu hören, woher das kam. Bald hatte ich Milch und Birnen zusammen gegeben, ein andermal Gurkenfalsch und Apfelbrot. Das Hebel war halb so schlimm, wenn ich die Ursache erfuhr, wenn ich wußte: ich bin selber schuld dran, und das nächste Mal kann ich dem Ding aus dem Weg gehn.

hören, woher das kam. Bald hatte ich Milch und Birnen zusammen gegeben, ein andermal Gurkenfalsch und Apfelbrot. Das Hebel war halb so schlimm, wenn ich die Ursache erfuhr, wenn ich wußte: ich bin selber schuld dran, und das nächste Mal kann ich dem Ding aus dem Weg gehn.

„Über ich bin schuldlos daran, daß ich nichts mehr verdienen kann, schuldlos wie das Babetle, das faum zu sprechen gelernt hat und mich fragend ansieht, wenn ich an seinem Bettchen stehe und höre: warum?“

Herrn Alois Weinzingers Geheimnis

Herr Alois Weinzinger, ein stattlicher Siebziger, seines Berufes ehrlicher Bädermeister, Besitzer eines kleinen Hauses und gutbürgerlichen Lebens, Mann einer noch sehr jugendlichen, energischen Frau, führte ein recht beglücktes und gemächliches Leben. Seine beiden Kinder, Sohn und Tochter, waren längst und ganz gut verheiratet. Sorgen hatte Alois Weinzinger keine und machte sich auch nie welche. Sie grünten und Abstrahern überließ er seiner Frau. Er schob alles von sich und sah darum um gut viele Jahre jünger aus. Sein höchstes Vergnügen war der abendliche Stammtisch in der „Weißen Taube“, wo er mit zwei Söhnen, dem Hausmeister Adam Walsel und dem Schlossermeister Melchior Krumpholtz, eine Stunde oder zwei nach Mitternacht lag und ein Glaschen Bier nach dem andern leerte. Manchmal gefellte sich auch die dreifährige, in den vierziger lebende und noch recht lebens- und liebeslustige Witwenswitwe Katalie Blum dazu, setzte sich mit behäuflicher Miene und verfallenden Augenblinzeln mit an den Tisch und die Unterhaltung schwoll an, artele oftmals in spaisendes Geklächel, quetschende Scherzreden und derbste Witze aus. Alois war immer der Mittelpunkt des ganzen Kreises. Sein lebensfrohes Temperament, seine mißige Art unterließ ihn von der artmütigen, aber strengen Beherrschung der Kumpagne. Er war ihr Führer und auserkorener Held und Alois fühlte keinen geringen Stolz darüber, und nahm ihre heinade demütige Anbetung mit hoheliebsvoller Gelassenheit und selbstgefälliger Eitelkeit hin. Er hatte immer einige Attraktionen für die kleine Gesellschaft bereit, mit denen er sich brüßelte, wichtig machte, stolz tat, wie ein kleines Kind.

Diese, seine aufbauende lokal gebildeten Geheimnisse bewachte Alois wie ein feuerfester Schatz. In dem alten, längst seines eigentümlichen Zwecks beraubten Kaffeehaus, den seine Frau schon längst verkauft wollte. Aber das ließ sie auf barinadigen Widerstand von Seiten des Gemahls. Ausgeschlossen! Der Kaffeehaus durfte um keinen Preis verkauft werden, ebensio die uralten Badformen, die kein Mensch mehr benutzen konnte oder verwenden wollte.

Zweimal im Tag sah der Vater und Hausbub Toni den gestrengen Meister heimlich zum Kaffeehaus flüchten. Anänglich blühte er sich um, ob niemand nahe sei, aber Toni war so behend wie ein Fiesel und fand immer ein Versteck, von dem aus er Alois beobachten konnte. Er hätte doch zu gern gewußt, was für geheimnisvolle Dinge der Alte in dem Kaffeehaus zu verbergen hatte. Lange lauerte er dem Meister auf, morgens, wenn er mit umständlicher Langsamkeit, das komplizierte Schloß drehte, den Schlüssel nach einer geheimen Weijuna schnappen ließ und endlich die schwere eisenschlägige Tür in den Angeln drehte. Jetzt eingetreten der Alte schnell und vorsichtig, tat am Morgen ein kleines Päckchen in den Kaffeehaus hinein, am Abend aber suchte er erst ein Weiseln, betrachtete einen Karton, hielt ihn gegen das Licht, wickelte umständlich ein Paket zusammen und schob mit dem geheimnisvollen Inhalt ab.

Toni lachte und lachte, Tag für Tag, sehnlich auf die Wästel wartend, daß der Meister einmal vergesse, den Schrank zu schließen und dann das Spiel gewonnen sein würde. Endlich dachte er sich einen Trick aus. Am Morgen wachte er den anderen Vaterbuben, den schüchternen und ziemlich bösen Vater in seinen Vater, ein Weiseln sollte den Meister ans Telefon rufen wenn er an den Schrank ginge, diese Gelegenheit wollte Toni schnell benutzen. Wackel hinter die Geheimnisse Alois Weinzingers zu kommen. Wackel sträubte sich erst, hatte Angst, aber Toni drohte ihm mit Entzug der Belpredeser und mit sonst allerlei Schikanen, das Wackel schweren Herzens nachgab.

Alois Weinzinger ließ heimlich zum Kaffeehaus, Toni war schon auf dem Boden unterm Schreibtisch. Das Telefon bestand sich zum Glück im Laden.

„Meister, Meister“, kam Wackel atemlos gerannt, Ihr sollt sofort ans Telefon kommen!“

„Was der Teufel!“, schrie Alois zusammen. „Hausbub dreier“, du weißt doch, daß ich nie an den Teufelskisten geh, Ruf doch meine Frau!“

Wackel schlug sich vor dem offenstehenden Schrank und warf dem Wackel sornprübende Blicke zu. Toni aber machte aus seinem Versteck, hinter dem Rücken des Meisters, dem Wackel so fürchterliche Grimassen zu, daß der nochmals sich aufreiste und riefte: „Aber die Meisterin holt grad Fleisch und da müßt schon ihr... der Herr sagte, es wäre sehr wichtig.“ Krummelnd und wildend eilte Weinzinger von dannen. Er hatte wirklich vergessen, den Kaffeehaus zu schließen!

Wie der Blick war Toni zur Stelle, sah in den fast leeren Schrank des Schranke, fand nur eine Zigarrenkiste, die er mit sicherem Griff herauszog und mit ihr von dannen eilte. Ganz oben, in den Gemäßen, wo Mehl und andere Vorräte gestapelt lagen, verlor er sich in eine lichte Ecke und machte voll gerietiger Spannung die Schachtel auf, um ihren Inhalt zu sondieren.

Da, sieh einmal den alten Gauner, dachte er, uralte Bilder, aus dem letzten Jahrhundert fingerte Toni aus der alten Zigarrenkiste heraus, nackte Frauen, Tänzerinnen, Geißeln, Mohamedanerinnen, alle in höchst zweideutigen Stellungen für damalige Verhältnisse, für die Anschauungen der heutigen Zeit aber nur sehr allmodisch und verkauft wirkend. Toni lachte Tränen über seinen seltsamen Fund. Dieser alte Schwereidler! Sicherlich prokte er jeden Tag an seinem Stammtisch mit diesen alten Schanden, über die heutzutage kein noch so prüder Mensch mehr schamen würde. Wo man überall im Theater, Kabarett oder in den öffentlichen Bädern, nackte Beine und noch mehr bis zum Mebedruck sehen konnte. Toni lachte, lachte noch immer... bis er eine freilichende Stimme seinen Namen rufen hörte. Durch verdrückte er den kostbaren Schatz unter allen Mehlstücken, ging höchst gleichmütig die Treppe hinunter mit dem unglückseligsten Gefühl der Welt. Weinzinger tobte. Das Brot war verbrannt. Ein dicker, schwarzer Geruch, ein heftiger Dampf kam aus der Badstube. Alois erhob ein Donnerwetter, dem Toni, recht gleichgültig und überlegen seine Mundwinkel zusammenziehend, standhielt. Er wußte schon, warum der Alte so aus dem Häuschen war. Das mit dem angebrannten Brot allein war nicht so schlimm. Die Kundschafft merkte die schwarze Kruste gar nicht. So etwas kam doch alle Tage vor. Am liebsten hätte Toni dem Alten ein Lied vorgesungen.

Am Abend ging Weinzinger nicht an den Stammtisch. Ohne die erwartete Attraktion hatte die ganze Sache keinen Reiz und Zweck. Morgens hand der Kaffeehaus auffallend weit offen. Alois! Toni schlich herzu, nahm einen Zettel aus dem bewußten Fach: „Wer mir bis morgen meine Zigarrenschachtel nebst Inhalt wieder hier hineinstellt, kann sich auf diesen Platz fünf Mark wegholen.“ In süßigen, ungelenten Zügen stand dieses Manifest geschrieben. Toni lächelte, rüß sich eins, lachte ebenfalls einen Zettel: „Erf das Geld... dann folgt Rückgabe!“

Richtig am nächsten Morgen lagen die fünf Mark da. Toni holte sie sich frohlockend, ging auf den Speicher, frante seinen verdorbenen Schatz hervor, nahm die Bilder heraus und zerriß sie in tausend kleine Stückchen. Dies Papiergeschmeiß legte er in die Zigarrenkiste zurück und stellte die Schachtel auf ihren alten Platz in den Kaffeehaus.

Ueber die weiteren Folgen dieser Tat ist uns nichts Näheres bekannt, als daß Herr Alois Weinzinger von diesem Tage an seinen Stammtisch mied, nie mehr zu bewegen war, hinzugehen. Er soll sich nun ein Radio angeschafft haben und schon Abend für Abend zu Hause bleiben.

Jaōō jaōō Gaijūn über Schanghai

Der Roman eines Aufstandes von Friedrich Lichneker

Es waren wenige Minuten vergangen, als drei Männer in das Zimmer traten. Bei deren Anblick befahl den Polizeigenten eine erschütterliche Erregung. Da alle Augen auf ihn gerichtet waren, hatte er mit sich zu tun, kühl und beherrschend die Situation gegenüberzutreten. Erkannte er doch in dem einen der verdächtigen Russen. Duval fragte nun mit süßlicher Miene, ob sich die Herren kennen und wollte vorstellen. Marin erwiderte, daß er den Russen nach dem Signalement erkannte, der andere Herr aber sei ihm vollständig fremd. Der Agent spielte den Ueberforschten, den Wie-aus-allem-Stimmeln-Gefallenen ausgezeichnet. Forderte Aufklärung. Damit klappte er den Chef, der jetzt bedencklich die Augen auf den Begleiter des Russen heftete.

Der Schiffsdetektiv erstattete Bericht: „Ich machte im Auftrage meiner Behörde die Bekannthschaft des Russen an Bord der „Narva“. Das Ergebnis war, daß er mit mir im Gespräch das Restaurant „Narva“ nannte, in dem er bei seiner Ankunft in Schanghai zu speisen pflegte. Mir war dadurch der Beweis geliefert, daß er die Herren schon den Seeweg Wladiwostok-Schanghai zurückgelegt habe. Im weiteren Verlauf unserer Bekannthschaft bestätigte sich mein Verdacht, daß ich es mit einem der zahlreichsten bolschewistischen Agitatoren zu tun habe. Ich wick nicht mehr von der Seite des Mannes, der mir gegenüber ein sehr offenes Herz zeigte und eine noch offener Sprache führte. Die Vermutung, daß der Mann kompromittierendes Material bei sich trage, verdrückte sich in mir. Vorschriftsmäßig funkte ich an die Kriminalpolizei nach Schanghai des Signalement des Mannes und die Stunde seiner weiteren Ankunft. Knapp bevor die „Narva“ in Schanghai vor Anker ging, zog ich mich von meiner „Reisebekannthschaft“ zurück. Wir verließen getrennt den Bord. Dem Russen folgte ich in unmittelbarer Entfernung. Dabei traf ich auf Herrn Marin, den ich sofort als Polizeigenten erkannte. Ich trachtete in seine Nähe zu gelangen; jedoch vergebens. Sowohl Herr Marin als auch der Mann hatten bereits ein Risiklo besessen und fuhren in knappen Abständen hintereinander fort. Ich selbst begab mich in das Restaurant „Narva“.

„Warum begaben Sie sich in das Restaurant „Narva?“ fragte Duval.

„Ich hatte das Gefühl, daß es notwendig sei“, antwortete der Detektiv. „Ich kam in das Restaurant „Narva“, ein obskures Lokal, in dem emigrierte russische Fürsten und Prinzessinnen mit bolschewistischen Agitatoren und Spitzeln der Tscheka an einem Tisch besammeln sitzen, ihren Wodka trinken und Kaviar schlürfen. Nach längerer Umsicht entdeckte ich sowohl Herrn Marin als auch meinen Reisebegleiter. Sie saßen an verschiedenen Tischen. Ich wartete. Die Zeit verstrich, ohne daß sich etwas ereignete.“

„Was hätte sich ereignen sollen?“ Duval sprach langsam und gedehnt.

„Die Verhaftung des Russen durch Herrn Marin.“

Marin rief dazwischen: „Es ist kaum anzunehmen, daß in einer von Herrn Kollegen geschilderten Situation und Dettlichkeit sich ein geeigneter Berufsmann zu dieser Artabandlung in aller Öffentlichkeit hineinziehen läßt. Lieberdes haben wir alle Auftrag, in jedem dieser Fälle ohne Aufsehen vorzugehen.“

Duval mußte Marin beipflichten. Hieß den Schiffsdetektiv in seinem Berichte fortzuführen.

„Unterdesen trant der Russe Unmengen von Schnaps. Ich telephonierte vom Restaurant aus nach einem Agenten.“

„Hatten Sie Mißtrauen?“ lauerte Duval.

Der Schiffsdetektiv wick dieser Frage aus. Wollte sich allein auf Tatsacheneinstellung beschränken. Führ fort: „Bald danach begab sich der Russe durch die rückwärtige Tür in den angrenzenden Hof des Hauses. Herr Marin folgte ihm. Ich wartete wieder. Mittlerweile traf der von mir erbetene Agent ein. Fast gleichzeitig kam Herr Marin allein in das Lokal zurück, bezahlte und ging.“

„Was machten nun Sie?“ unterbrach ihn hastig Duval. „Singen Sie nicht in den Hof?“

„Ja. Und fand den Russen, stark alkoholisier, in einem erbärmlichen Zustande auf dem Boden liegen. Nachdem er zu Bewußtsein gebracht worden war, verhaftete ich ihn.“

Duval dankte und entließ den Schiffsdetektiv. Marin, alle Farben spielend, protestierte energisch gegen die Beschuldigung. Wünschste die weitere Anwesenheit des Herrn, der ihn so bloßgestellt hatte. Bestand auf seiner Rechtfertigung. Man kam überein, in Abwesenheit des Schiffsdetektivs weiter zu verhandeln.

Der Russe aber blieb. Blick gleichgültig, stumpf, gelangweilt. Plötzlich juckte es in seinem Gesicht. Duval, ihm halb zugekehrt, fuhr herum. Das Gesicht des Russen hatte wieder den Ausdruck des Unbelästigten angenommen. Duvals Blick ging von ihm zu Marin und wieder zurück. Eine atembeklemmende Pause. Der Polizeichef sah mit schlicher Genugtuung und Befriedigung die Nerden des Mannes zerreißen. Zerdehnte absichtlich die qualende Pause. Ging auf Zermürbung aus. Als es ihm genug schien, machte er einen Schritt auf den Polizeigenten zu. fraakte ihn ruhig und gedämpft: „Sie kennen diesen Mann“, wobei er auf den Russen zeigte, „persönlich?“

„Ich erkenne ihn nur nach dem Signalement“, beharrte Marin. „Ich bestreite jede Dienstverletzung und bitte Sie, den Herrn selbst danach zu fragen.“

„Nein, ich kenne diesen Herrn nicht“, sprach der Russe mit lauter Stimme. Sein erstes Wort seit seiner Verhaftung. Der Gefangene bediente sich eines guten, fließenden Französisch, des er mit slawischem Akzent sprach.

Marin triumphierte. Duval war ärgereich. Sechs Augen blühten und eröffneten ein Kreuzfeuer. Dazwischen Frage und Antwort, Rede und Gegende, geschickte gelegte Schlingen, die Duval den beiden warf. Aber der Polizeigent, der die Führung des Wortes übernommen hatte, entwickelte eine solche Sicherheit, daß es der Polizeichef bald aufgab, das Verhör fortzusetzen. Wer also hat gelogen? Der Detektiv vom Schiff, Marin oder der Russe? Duval blieb ratlos. Nachdem der Russe abgeführt worden war, mußte er sich bequemen, Marin eine Ehrenerklärung abzugeben. Gleichzeitig aber bat er ihn, von einer Rehabilitierung vor dem Detektiv abzustehen. Die Angelegenheit mußte ohne Aufsehen aus der Welt geschafft werden.

Der Chef ringelte und wand sich wie ein Würm unter dieser Demütigung. Aber es blieb ihm nichts anderes übrig, nachdem sich jeder Verdacht als haltlos erwiesen hatte. Das Ganze noch stark nach Abenteurer. Also schüttelten sich die beiden Herren die Hände und begabten den Fall. Auch der Russe mußte jetzt außer Haft gesetzt werden, da sich seine Papiere in Ordnung befanden. Duval glaubte einen Fehlschiff getan zu haben und hatte danach gehandelt. Ueberzeugt jedoch davon war er nicht. Schließlich beschäftigten ihn andere Gedanken mehr als diese belanglose Bolschewikenaffäre.

Marin war einer seiner tüchtigsten Leute. Das erschien ihm aber in diesem Augenblick unwichtig. Dieser Mensch, sein Untergebener, war ihm seit einigen Stunden in bedenkliche Nähe gerückt. Der Mann, an dem er sonst achlos vorüberfah, hatte eine Bedeutung bekommen. In Duval war ein Gefühl gegen Marin entstanden; ein unbändiger Haß, den er noch verbergen hielt; es war ihm eine Befriedigung und Genugtuung gewesen, als er ihn wie einen Verbrecher behandeln durfte. Er wollte Marin vernichten, denselben Marin, der ihm noch vor Stunden gleichgültig gewesen war. Sein erster Schlag war fehlgegangen. Er hatte sich sogar vor seinem Gegner erniedrigen müssen. Kaute noch an dieser Schmach. Hielt aber Marin, der sich entfernen wollte, zurück. Legte ihm vertraulich die Hand auf die Schulter, bat ihn, ihn in sein Privatbüro zu begleiten. Marin folgte dieser Einladung.

„Die Sache ist nun aus der Welt geschafft“, süßelte Duval. „Aber der Fall besteht nach wie vor.“ Marin sah, ohne mit den Wimpern zu zucken, Duval an, sah ihm mitten ins Gesicht.

(Fortsetzung folgt.)